

Die halbe Wahrheit

Leichtathletik Hunderte Läufer wiesen verdächtige Blutwerte auf, der Weltverband IAAF kannte die Daten – ein Lehrstück über die Realität im Kampf gegen das Doping.



Auf den letzten Metern des Rennens hatte Genzebe Dibaba ein Lächeln im Gesicht. Es sah aus, als hätte die zierliche Frau aus Äthiopien schon während ihres Zielspurts gewusst, dass es heute klappen würde mit dem Weltrekord.

Der 1500-Meter-Lauf war der Höhepunkt beim Diamond-League-Meeting im Juli in Monaco, einem der wichtigsten Leichtathletik-Events des Jahres. Nach 3:50,07 Minuten rannte Dibaba ins Ziel. Sie war um 39 Hundertstelsekunden schneller als jene Chinesin, die vor 22 Jahren die Bestmarke aufgestellt hatte.

Noch verblüffender war, was nach dem Rennen geschah: Läuferinnen, die weit hinter Dibaba angekommen waren, stützten ihre Hände auf die Knie. Andere sanken zu Boden. Dibaba dagegen hüpfte auf und ab, lachte, schrie und winkte ins Publikum. Erschöpft? So wirkte sie nicht.

Schon im Vorjahr hatte Dibaba den Hallenweltrekord geknackt, in dieser Freiluftsaison steigerte sie ihre Bestzeit um über sieben Sekunden, ein fast absurder Leistungssprung. In Monaco sagte sie: „Ich bin in der Lage, mich auch noch weiter zu verbessern.“

Für ihren Sport, die Leichtathletik, wäre es wohl besser, Genzebe Dibaba würde

vorerst keinen Weltrekord mehr laufen. Derartige Höchstleistungen wirken unglaubwürdig. Gerade jetzt.

Seit einer Woche sorgt ein Dopingverdacht dafür, dass der Leichtathletik und ihren Wunderläufern wieder gehörige Skepsis entgegenschlägt. Die ARD und die britische Zeitung „Sunday Times“ hatten Daten, die ihnen zugespielt worden waren, ausgewertet und Zahlen veröffentlicht, die eine ungeheure Dimension des Betrugs vermuten lassen. Es geht um mehr als 12 000 Bluttests von 5000 Läufern aus aller Welt, Tests aus einem großen Zeitraum, von 2001 bis 2012. Rund 800 der Athleten sollen Blutwerte aufweisen, die für Doping sprechen könnten.

Die Vorwürfe sind heftig: 146 Medaillengewinner bei Olympischen Spielen oder Weltmeisterschaften sollen darunter sein. Die meisten von ihnen kämen aus Russland, viele aus dem Läuferland Kenia. Die Blutwerte stammen aus einer internen Datenbank des Leichtathletik-Weltverbands IAAF, und der sieht sich jetzt mit dem Vorwurf konfrontiert, zu wenig gegen mutmaßliche Doper unternommen zu haben.

Das Problem liegt nicht darin, dass Athleten durch ein lasches Kontrollsystem schlüpfen konnten – es liegen ja eine Men-

ge Blutproben vor. Umso brisanter ist die Frage: Was geschah mit all den Daten, die bei der IAAF aufliefen? Hat der Weltverband sie ignoriert oder sogar zu vertuschen versucht? Kam die IAAF also – wie ARD und „Sunday Times“ nahelegen – ihren Pflichten nicht nach, um Unliebsames zu verschleiern? Der Verband bestreitet das.

Allerdings fügen sich die Vorwürfe ins düstere Bild, das die Leichtathletik mit ihren zahlreichen Dopingfällen abgibt. Und IAAF-Präsident Lamine Diack, 82, gehört zu der Sorte altgedienter Funktionäre, denen man kaum ein Dementi abnimmt. Diesmal wittert er „eine gezielte Kampagne, um die Medaillen neu vergeben zu können“. Wer sich da verschworen haben soll, das lässt er offen.

Diack kommt aus dem Senegal, seit 16 Jahren führt er die IAAF, in zwei Wochen tritt er ab. Ein Patriarch, der seinen Sohn als Marketingberater des Verbands installierte und dort beließ, bis der Junior über einen Korruptionsskandal stolperte. Als einst die Sprintstars Merlene Ottey und Linford Christie mit Doping aufflogen, sagte Diack: „Nur weil sie positiv sind, denke ich nicht, dass sie betrügen.“

Der Tübinger Sportfunktionär Helmut Digel, 71, sitzt im IAAF-Council, dem Füh-

Claudia Pechstein erlebt. Die Olympiasiegerin im Eisschnelllauf war wegen Blutdopings für zwei Jahre verbannt worden und zog vor Gericht. Später bekam sie von Medizinern eine vererbte Blutanomalie attestiert. Jetzt verklagt sie die ISU auf Schadensersatz. Fünf Millionen Euro hätte sie gern.

„Vor solchen Klagen haben Sportverbände eine panische Angst“, sagt Clemens Prokop, 58, Präsident des Deutschen Leichtathletik-Verbands. „Manche lähmt das Haftungsrisiko teilweise.“

Prokop wird in zwei Wochen wahrscheinlich Helmut Digel als deutschen Vertreter im IAAF-Council ablösen. Beide meinen, der Weltverband müsse mehr gegen Doping unternehmen. Digel sagt, es sollten dafür mehr als die bislang zwei Millionen Dollar im Jahr ausgegeben werden. Prokop spricht sich sogar dafür aus, „die Dopingbekämpfung ganz vom Sport zu trennen, strukturell und personell“.

Denn hätte es etwa im Radsport keine Polizisten, Staatsanwälte und Journalisten gegeben, Lance Armstrong und seine vollgepumpten Kollegen wären wohl heute noch unbescholten. Der Festina-Skandal von 1998, die Fuentes-Affäre acht Jahre später, das Blutgepansche an der Freiburger Uniklinik, Armstrongs tiefer Fall – stets begann es damit, dass sich jemand von außen einmischte und nicht abwimmeln ließ. Am Ende zeigte sich, dass Spitzenfunktionäre beim Vertuschen behilflich waren.

Es dürfte niemanden wundern, wenn sich herausstellen sollte, dass es in der Leichtathletik ähnlich abläuft. Ausdauer lässt sich nun mal mit illegalen Mitteln und Methoden in Rekordsphären steigern, Mittel- und Langstreckenläufer sind nicht minder anfällig als Radrennfahrer.

35 Dopingkontrolllabore sind bei der Welt-Anti-Doping-Agentur Wada akkreditiert. Nur wenn sie die nötigen Geräte und die Kompetenz haben, dürfen sie Urin und

Auf der Welt gibt es 35 Kontrolllabore für Proben. 18 davon sind in Europa. In Afrika nur eines.

Blut von Spitzensportlern analysieren. Blutproben müssen binnen 36 Stunden in solch einem Labor vorliegen, sonst werden sie unbrauchbar. Der Anti-Doping-Kampf hängt deshalb auch von den Standorten der Labore ab. In Europa gibt es 18. In Afrika nur eines, in Südafrika.

„Es gibt zu viele weiße Flecken auf der Landkarte“, sagt Detlef Thieme, Chef des Kontrolllabors in Kreischau bei Dresden. Ein bis zwei Millionen Euro jährlich kostet der Betrieb eines solchen Labors. „Wenn Olympische Spiele anstehen, profilieren sich Politiker gern damit. Aber im Alltag?

Nur wenige Länder leisten sich ein Labor über große Events hinaus.“

Bei den vergangenen drei Sommerspielen gingen von 69 Medaillen im Langstreckenlauf 23 an Leichtathleten aus Kenia. Ein Land, in dem es erst seit einem halben Jahr eine Anti-Doping-Agentur gibt, in dem es unmöglich ist, das Blut von Hochleistungssportlern zuverlässig zu testen – es existiert kein anerkanntes Labor dafür.

Kaum jemand kennt die afrikanische Läuferzene so gut wie Jos Hermens, 65. Der Niederländer war früher selbst Langstreckenläufer, heute ist er einer der einflussreichsten Manager. Dutzende Spitzensportler aus Äthiopien und Kenia gehören zu seinen Klienten. Anfang der Woche ist Hermens von einer seiner Kenia-Reisen zurückgekehrt. „Da läuft etwas schief“, sagt er, „und zwar schon lange.“

Hermens selbst hat eine zweifelhafte Vergangenheit, er pflegte einst Kontakt zum spanischen Dopingarzt Miguel Peraita. Für kurze Zeit ermittelte die Staatsanwaltschaft Magdeburg gegen ihn, er soll an Zahlungen für Dopingmittel beteiligt gewesen sein. Und trotzdem ist es interessant, was er über Kenia erzählt.

Immer häufiger höre er dort von Ärzten, die das Blutdopingmittel Epo an Athleten verkaufen. Direkt beim Training, im Stadion an der Bahn. „Der Druck ist bei den Läufern groß“, sagt Hermens. „Sie sind oft arm, mithilfe der Präparate drücken sie ihre Marathonzeit von 2:12 auf 2:09 Stunden. Damit können sie bei Rennen 5000 Dollar verdienen. Davon kann man in Kenia fünf Jahre lang leben.“

Die ARD hat gerade über den Fall des Kenianers Geoffrey Tarno berichtet. Tarno, 32, war bei einem Marathon vor zwei Jahren kurz vor dem Ziel zusammengebrochen und gestorben. Vermutlich hatte er sich Epo spritzen lassen, was sein Blut so sehr verdickte, dass er einen Herzinfarkt erlitt. Voriges Jahr traf es Pamela Lisoreng, 25, sie kollabierte auf dem Heimweg nach dem Training. Die Todesursache ist unbekannt, aber der Verdacht fällt auf Doping.

„Junge Leute sterben dort“, sagt Hermens, „aber die Funktionäre des kenianischen Verbands sind nur an Geld interessiert. Wenn ein Athlet positiv getestet wird, kommt ein Funktionär und sagt: ‚Gib mir dein Preisgeld vom letzten Sieg, dann regeln wir das, und du kannst weiterlaufen.‘“

Kenias Anti-Doping-Agentur habe kürzlich an der Universität von Eldoret ein Labor eingerichtet, erzählt Hermens. Für über eine halbe Million Euro seien Apparate eingekauft worden. Dopinganalysen wird es trotzdem vorerst nicht geben. Diebe hätten das Labor kürzlich leer geräumt, erzählt Hermens: „Alles weg.“

Lukas Eberle, Detlef Hacke

Mail: lukas_eberle@spiegel.de, detlef_hacke@spiegel.de

Twitter: @lukaseberle, @DetlefHacke

Läuferinnen bei einem 1500-Meter-Rennen

rungsgremium des Verbands. Digel hält wenig von Diack, auch wenn er das nicht laut sagen mag. Der Professor für Sportsoziologie ist keiner, der das Dopingproblem kleinredet. Digel geht davon aus, dass 15 bis 20 Prozent der Spitzenleichtathleten ihre Leistung mit verbotenen Mitteln und Methoden verbessern. Aber er bestreitet, dass der Weltverband die alarmierenden Blutwerte außer Acht gelassen habe. „Die Anti-Doping-Kommission der IAAF hat uns in Sitzungen regelmäßig von den überhöhten Werten berichtet“, sagt er. „Die betroffenen Athleten wurden weiter beobachtet, gezielt getestet. Manche von ihnen wurden auch bestraft.“

Tatsächlich erzählen die Zahlen, wie sie durch ARD und „Sunday Times“ bekannt geworden sind, nur die halbe Wahrheit. Blutwerte können aus vielerlei Gründen auffällig schwanken, und bis zum hieb- und stichfesten Dopingbeweis ist es meist ein weiter Weg. Erst seit 2009 werden über Hochleistungssportler sogenannte Blutpässe geführt, heißt: Es werden Daten nach festgelegten Kriterien und Methoden gesammelt und analysiert. Seitdem sind die Blutwerte für Dopingsperren verwertbar.

Heikel ist das trotzdem, wie die Internationale Eislauf-Union (ISU) im Fall von